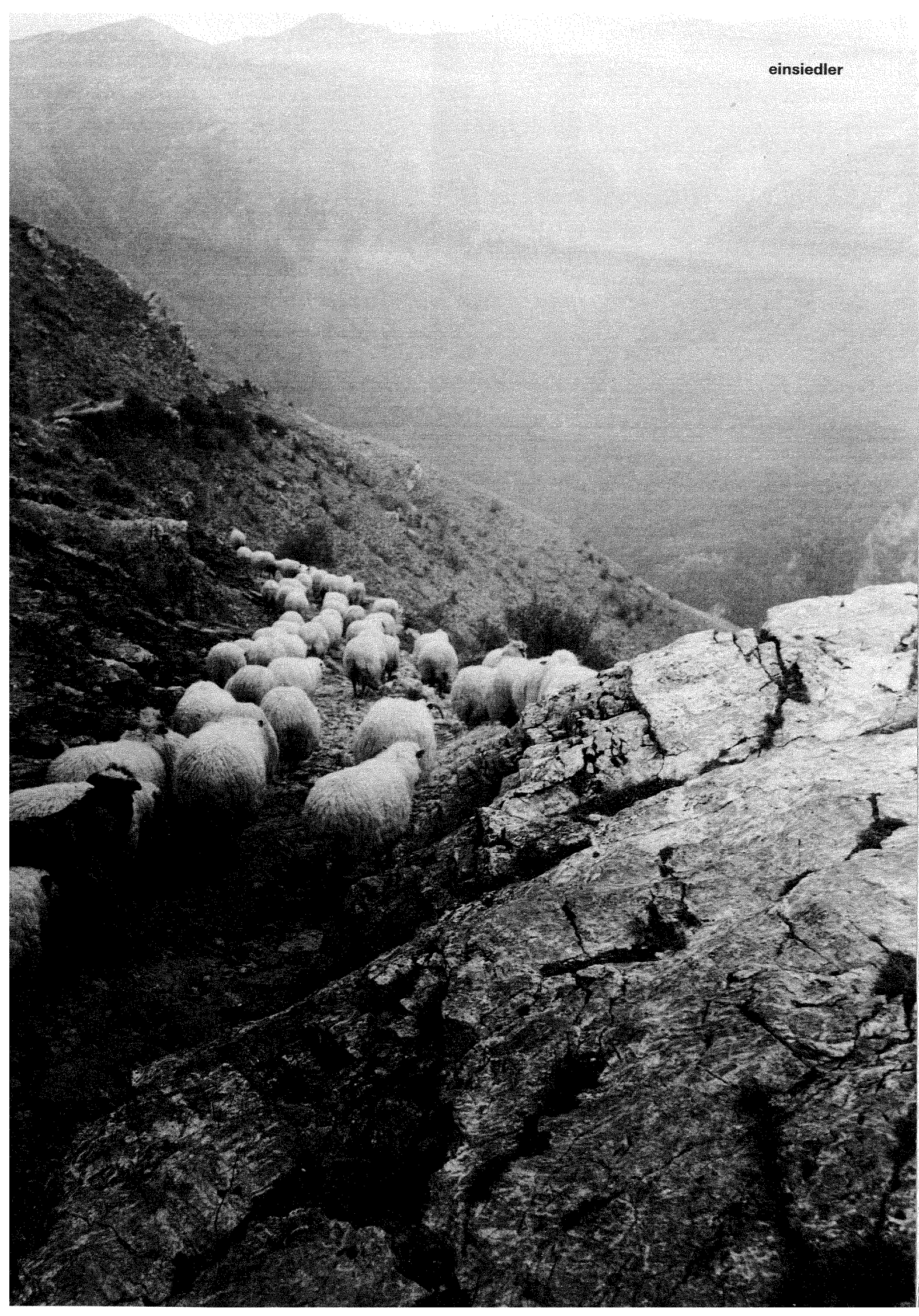


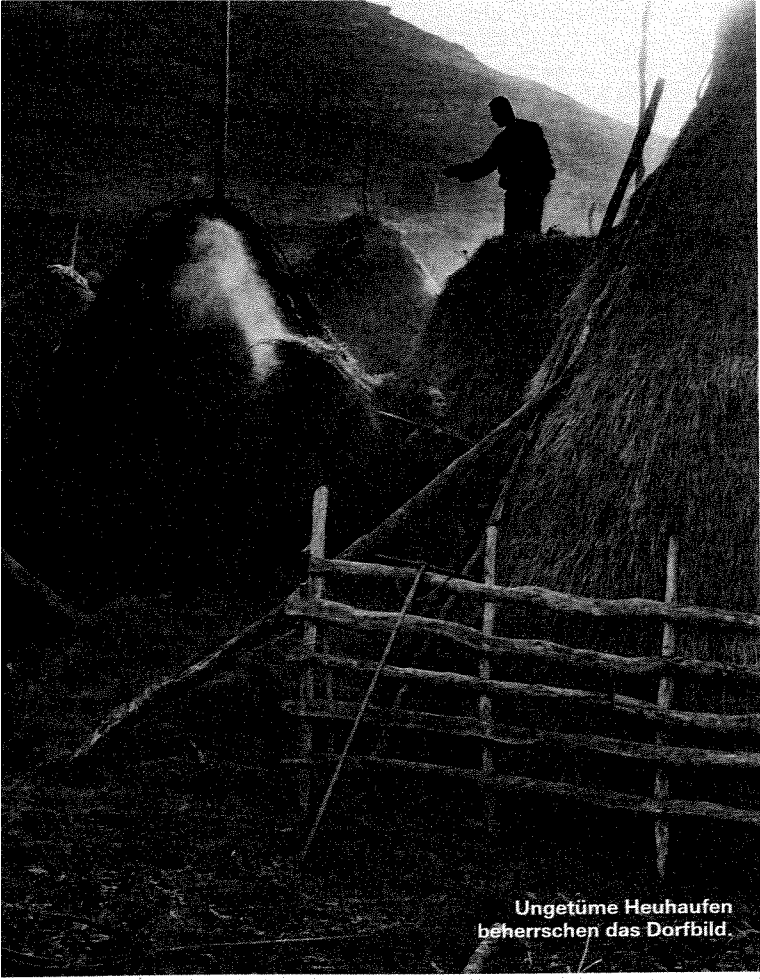
ÜBER LEBEN

DER GANZE BALKAN IST EIN SCHLACHTFELD. DER GANZE BALKAN? NEIN!
BERGDORF ÜBER SARAJEVO HAT ALL DIE JAHRE NICHTS DAVON MITBEKOMMEN.
VON WOLFGANG PETRITSCH FOTOS: KONRAD R. MÜLLER



Das Dorf lebt seit
Jahrhunderten von
der Schafzucht.





Ungetüme Heuhaufen beherrschen das Dorfbild.

DIE EINZIGE VERBINDUNG ZUR AUSSENWELT IST SEIT KURZEM EINE SATELLITENSCHÜSSEL.

Der »put« ist der Weg. Und der put müsse endlich ausgebaut werden, müsse endlich weniger beschwerlich werden, fordern die Männer des Dorfes. Denn der Winter naht, und wenn er da ist, wird nichts mehr zu erkennen sein vom put, und das Dorf Lukomir ist dann abgeschlossen von der Außenwelt, wieder einmal abgeschlossen. Nur noch in Notfällen wagen dann die Bewohner den Weg in das rund 1000 Meter tiefer gelegene Tal, so wie im Winter vor ein paar Jahren, als ein Dorfbewohner so schwer erkrankte, dass er ins Krankenhaus musste: 15 Stunden brauchte der nachbarschaftliche Krankentransport bis zum nächsten Gemeindespital in Konjic, 15 Stunden durch Schnee und Kälte.

Der Schnee kann schon mit den nächsten Wolken kommen, bis zum Mai wird die Isolation dann dauern. In Lukomir macht man sich bereits an die letzten Vorbereitungen: Salz, Zucker, Kaffee, Tabak und andere Vorräte werden eingelagert, wichtige Medikamente besorgt; Eltern nehmen Abschied von ihren Kindern, die im Tal zur Schule gehen. Wenn der put erst vollends unpassierbar ist, müssen sich Verwandte oder Bekannte im Tal um die Kinder kümmern, und nicht einmal mehr am Wochenende werden sie ihre Eltern sehen können.

Rund sechzig Menschen wohnen das ganze Jahr über in Lukomir. Die dreijährige Nedmina ist die jüngste, Nazija mit neunzig Jahren die Dorfälteste. Die beiden gehören zur Großfamilie der Comor, wie die meisten Bewohner hier, und wer nicht zu den Comors gehört, heißt mit Nachnamen Masleša – Masleša ist der zweite, der kleinere Clan.

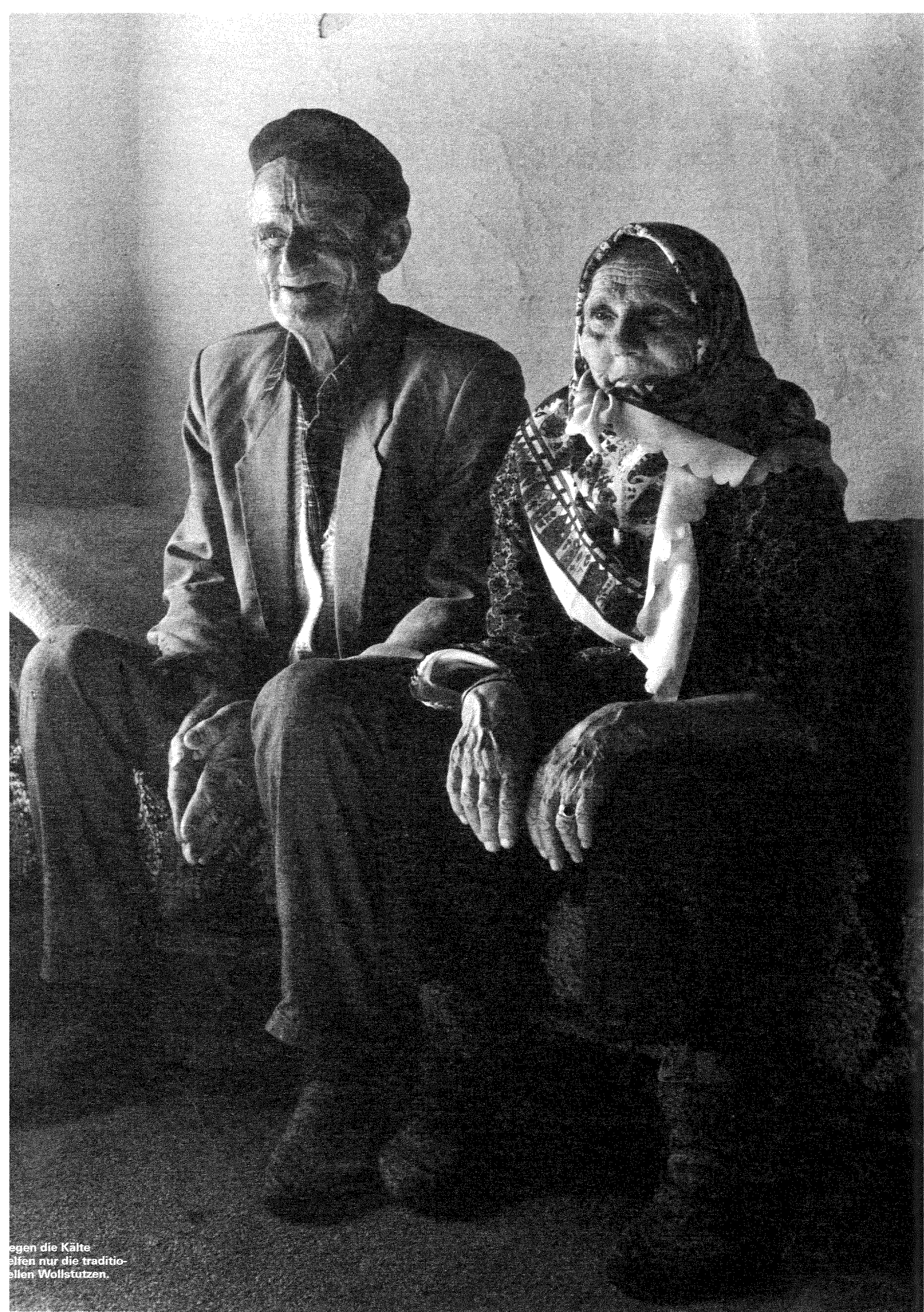
Ein Telefon gibt es nicht in Lukomir, Handys haben hier in den zentralbosnischen Bergen keinen Empfang. Die einzige Verbindung zur Außenwelt stellt neuerdings eine Satellitenschüssel her. Und 1984, zu den Olympischen Winterspielen, wurde die Straße von Sarajevo einige Kilometer näher an das Dorf herangebaut, denn auf der dem Ort abgekehrten Seite des über 2000 Meter hohen Hausbergs von Sarajevo, dem Bjelašnica, fanden damals die alpinen Wettbewerbe statt. Doch trotz dieser Verbindung blieb Lukomir so weit im Abseits, dass selbst die Serben den Ort im Bosnien-Krieg kaum wahrnahmen.

Abends, bei Pita, Schaffleisch und Ziegenmilch, widmen sich die Dorfbewohner wieder ihrem derzeit wichtigsten Thema: dem put. Man erwarte ja keine »cesta«, keine Straße, von den Hohen Repräsentanten in Sarajevo, sagen die alten Männer, nur: Passierbar solle der put sein, auch im langen Winter in den Bergen Bosniens.

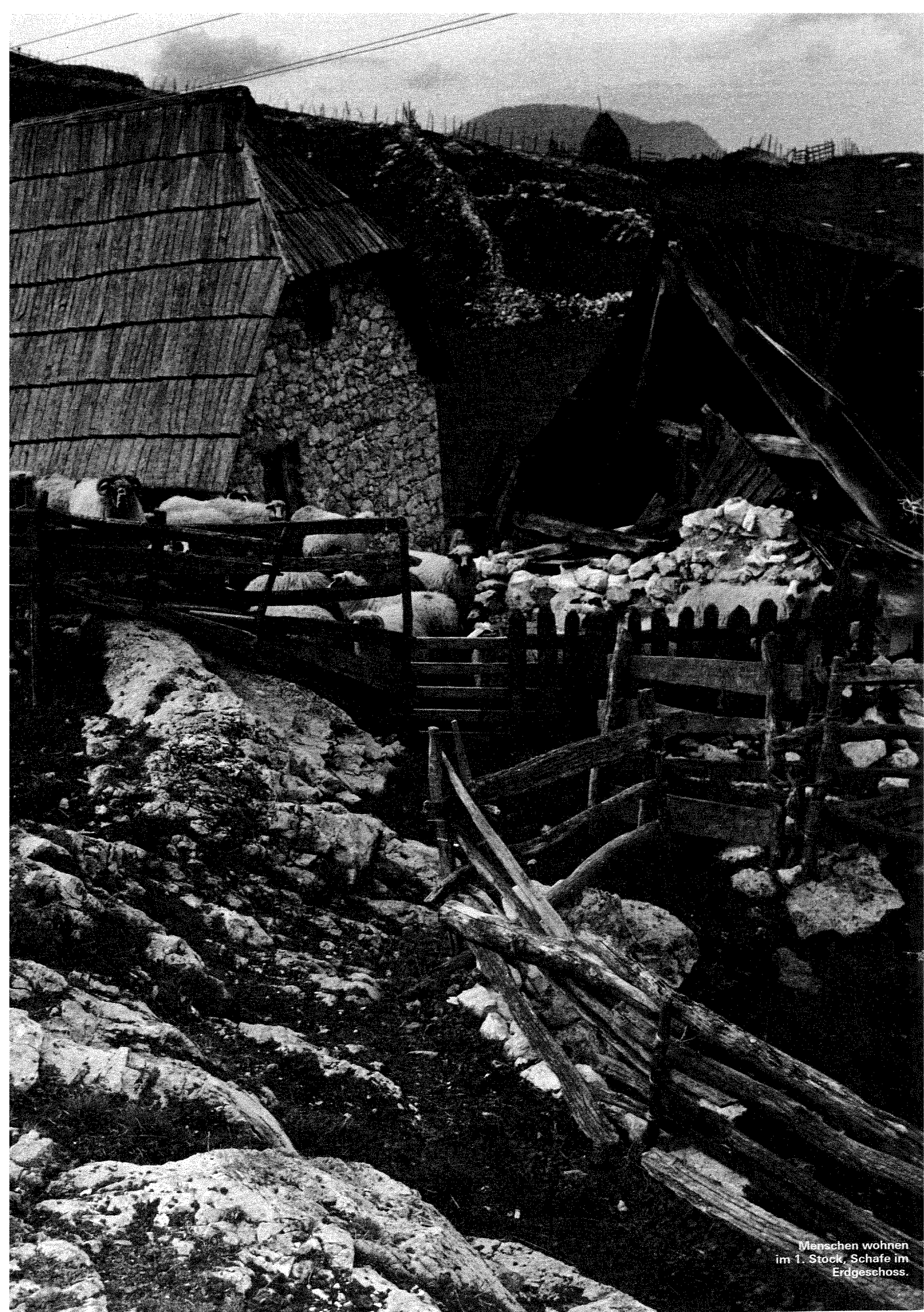
Bei guten Bedingungen, also immer dann, wenn kein Schnee liegt, dauert die Fahrt von Sarajevo nach Lukomir zwei Stunden, aber es ist, als reise man durch vergangene Jahrzehnte: Direkt hinter Sarajevo führt die Strecke vorbei an zerstörten Liftanlagen und Ruinen der olympischen Hotels, dann biegt man ein in das lang gezogene Hochtal, an dessen Ende Lukomir liegt. Je näher man dem Dorf kommt, desto mehr bestimmen die verwitterten Natursteinmauern den Anblick. Mit ihrer eigenartigen Geometrie verleihen sie der rauen dinarischen Karstlandschaft etwas Altertümliches; sie bilden Karrees, in denen der von Steinen befreite Boden fruchtbar ist: Sattes Grün kontrastiert mit dem fahlen Grau der von kopfgroßen Steinen übersäten Hänge. Angebaut werden Kartoffeln, winterfester Roggen, gelegentlich Buchweizen; einige Karrees dienen schlicht als Weide. Mit jedem Kilometer werden die Steingevierte kleinräumiger, zwischendrin stehen Holzzäune mit kunstvollem Weidenrutengeflecht, dahinter Kühe. Lukomir ist jetzt nur noch wenige Schritte entfernt; entlang des Baches, bei der verfallenden Dorfmauer, weiden Pferde und an der Dorfeinfahrt verrostet ein Autowrack neben ungetümen Heuhaufen.

Der Mittelpunkt des Dorfes ist ein Brunnen. Als käme es aus dem Nichts, ergießt sich aus einer Holzwand das Quellwasser in die mächtigen Holztröge. Frauen bearbeiten hier ihre Wäsche mit Seife und Waschbrett, das Vieh wird getränkt und Wasser fürs Haus geholt; es fließt aus den riesigen, ausgehöhlten Baumstämmen quer über den Platz und versickert im saftigen Gras und trocknenden Schlamm.

Gegenüber der Wasserstelle steht ein verbeulter Container aus dem vergangenen Krieg, an dem sich die Männer treffen – die jungen in Jeans und Militärjacke, die alten im Anzug. Sie reden wenig, rauchen ständig und beobachten teilnahmslos die waschenden und Wasser



egen die Kälte
elfen nur die traditio-
ellen Wollstutzen.



Menschen wohnen
im 1. Stock, Schafe im
Erdgeschoss.

SELBST DER GELÄNDEWAGEN DER OSZEMITARBEITER WAR DEM WEG NICHT GEWACHSEN. DIE WAHLURNEN MUSSTEN MIT PFERDEN NACH LUKOMIR GEBRACHT WERDEN.

schleppenden Frauen. Die älteren Frauen tragen noch ihre traditionellen Gewänder – dunkle, schwere Hosen, weit geschnitten, damit sie sich bequem bücken können. Dazu bunte Blusen und ein weißes Kopftuch, unter dem ein Stirnband aus Golddukatens hervorblitzt. Doch ob Mann oder Frau, jung oder alt: Alle haben diese typischen Stutzen an den Beinen, gestrickt aus schwerer Schafwolle. In ihrer Farbenpracht und dem Reichtum an Mustern zeugen die Stutzen von den traditionellen osmanischen Vorbildern. Gummiüberschuhe sollen sie schützen vor dem allgegenwärtigen Dreck.

Seit Jahrhunderten leben die Menschen im Ort überwiegend von der Schafzucht. Besonders zum islamischen Kurban Bajram und zu christlichen Festen treiben die Dorfbewohner die Schafe den langen und mühsamen Weg auf den Markt nach Konjic oder Sarajevo. Früher gab es eine klare Arbeitsteilung: Die Männer versorgten die Tiere, die Frauen kümmerten sich um das Haus. Doch obwohl der Kommunismus in Lukomir nie richtig Fuß fassen konnte, zogen viele junge Männer mit der Industrialisierung Jugoslawiens zur Fabrikarbeit ins Tal. Die Frauen übernahmen notgedrungen ihre Arbeit als Schafhirten. Jetzt, nach der Wirtschaftskrise, sind die Männer zwar wieder im Ort, aber sie stehen lieber an dem Container, rauchen ihre selbst gedrehten Zigaretten und schauen den Frauen bei der Arbeit zu.

Die archaisch anmutende Abgeschiedenheit war mehr als einmal die Rettung des Dorfes: Weder der Erste noch der Zweite Weltkrieg haben Lukomir berührt. Auch der vier Jahre dauernde Bosnien-Krieg, der zwischen 1992 und 1995 über zwei Millionen Bosnier zu Flüchtlingen machte und über 200 000 Opfer forderte, traf diesen Ort kaum: Während die serbische Armee die Bergdörfer der Umgebung ausnahmslos zerstört hat, wurde Lukomir von den Ereignissen nur gestreift. Am Ortsfriedhof erinnern zwei Gräber an 1993, an das Jahr also, als der »Krieg im Krieg« zwischen Kroaten und Bosniaken in Zentralbosnien tobte. Weit abseits von den Gräbern der Dörfler liegt ein weiteres, nämlich das des ortsfremden Soldaten. Ein verirrtes Artilleriegeschoss der serbischen Armee hatte ihn in der Nähe Lukomirs getroffen.

Gleich außerhalb des Friedhofs befindet sich noch eine andere Grabstätte: Die tonnenschweren Steinblöcke, Stećci genannt, erinnern an die versunkene mittelalterliche Kultur des ersten bosnischen Staates. In ganz Bosnien gibt es zirka 60 000 solcher Grabmonolithe, über die Wissenschaftler bis heute rätseln: Auf einem halb im Erdreich versunkenen Stećak sind deutlich zwei gemeißelte Kampfschwerter zu erkennen, daran angelehnt ein schmuckloser Stećak in Form eines Hauses, ein so genannter Firststein. Schließlich ein mächtiger Steinquader, dessen Oberseite von einem erhabenen Kreuz dominiert wird – ein Hinweis auf die »Crkva bosanska«, die geheimnisvolle »bosnische Kirche«. Dieser herätische christliche Kult der Bogumilen bestimmte das mittelalterliche Geistesleben des Landes vor der Eroberung durch das osmanische Reich. Wann aber die Vorfahren der Bewohner von Lukomir zum Islam übergetreten sind, ist so unklar wie der Ursprung der Monolithe.

Die Dorfbewohner schenken der historischen Grabstätte kaum noch Beachtung, in unmittelbarer Nähe stehen die zwei Aborte des Ortes. In ihrer äußeren Form ähneln sie dem Firststein der Grabstätte, die exponierte Lage nützt den freien Fall der Materie.



Gerade einmal zwei Gräber erinnern an den Bosnien-Krieg.

So schlicht und funktional wie die Toiletten sind auch die Häuser des Dorfes: Aus Stein gebaut, schmiegen sie sich an den Hang, verwachsen mit dem Fels, kauern in den Mulden oder nutzen geschickt die Unebenheiten und Schrägen zur Raumbewirtschaftung. Nur die steilen Schindeldächer müssen zunehmend verrostenden Blechdachern weichen. Unten im Haus ist der Stall, oben sind die Wohnräume: Ein kleiner Vorraum mit blank getretenem Lehm; um Platz zu sparen, hängt der runde Esstisch mit den kurzen Beinen an einer Seitenwand. Wasserkrüge, Plastikkübel und Vorräte füllen die Ecken. Spätestens hier zieht man die Schuhe aus, betritt dann über eine hohe Holzschwelle den eigentlichen Wohnraum und sieht: einen Herd, den Wasserabfluss in einer Ecke, zwei Betten an den Wänden, eine nackte Glühbirne, die von der niedrigen Holzdecke baumelt.

Im tiefer gelegenen Teil des Ortes, abgesetzt von den 19 Wohnhäusern, steht die schmucklose Džamija, erbaut 1969: In dieser Dorfmoschee – sie hat kein Minarett, nur einen außen angebrachten riesigen Lautsprecher – versammeln sich die Männer und, getrennt auf dem Balkon, die Frauen zum Gebet. Jeden Freitag kommt deswegen Imam Hadži Avdo Bandić aus dem Nachbardorf Umljane angeritten.

Vor einem Jahr, im November, brachen die »stranci«, die Wahlhelfer der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE), in die Abgeschiedenheit Lukomirs ein, stellten Wahlurnen auf und nährten bei den Dorfbewohnern die Hoffnung, dass nun vielleicht der put ausgebaut würde. Nicht wegen der paar Stimmen aus Lukomir, das war den Dorfbewohnern klar. Vielleicht einfach deshalb, weil auch der Geländewagen der OSZE dem Weg nicht gewachsen war und die Wahlurnen zu Pferd in das Dorf gebracht werden mussten. Denn seitdem würden doch selbst die stranci unterstützen, was die Männer Lukomirs fordern: Der put müsse endlich ausgebaut werden, müsse endlich weniger beschwerlich werden.

Dr. Wolfgang Petritsch ist der Hohe Repräsentant der Internationalen Gemeinschaft in Bosnien und Herzegowina. Er organisiert und überwacht die Umsetzung des Abkommens von Dayton.